

Nr. 139 Bydgoszcz, 21. Juni Bromberg 1939

Sensationsprozeß Casilla.

Roman von Hans Possendorf.

(6. Fortsetzung.)

Miß Alma Galliver, jetzt zweiundvierzig Jahre alt, ist seit langem Leon Vandegrifts Privatsekretärin, seine fähigste Mitarbeiterin, seine rechte Hand. Sie denkt schnell und logisch, sie kennt das Strafgesetz, die Prozeßordnung, die Gefängnisordnung, die Vorschriften der Kriminalpolizei in- und auswendig. Ihr Gedächtnis für Namen, für Begebenheiten, für Einzelheiten von Gesprächen ist phänomenal. Sie ist eine wandelnde Kartothek. Sie ist für ihren Chef einfach unersetzlich und wird dementsprechend von ihm bezahlt.

Ihre Erfolge hat sie vielleicht in erster Linie ihrer Häßlichkeit und Reizlosigkeit zu danken. Nie in ihrem Leben hat sie ein Liebesabenteuer gehabt. Wer sollte sich in einer Stadt wie Newyork, wo die hübschen Mädchen zu Zehntausenden umherlaufen, wohl für dieses kleine, verwachsene, spitznasige Geschöpf interessieren? Und da Alma die Hoffnungslosigkeit aller Träume von Liebe und Glück frühzeitig erkannt hat, ist ihr ganzes Denken, ihre ganze Energie nur auf ihre Arbeit, auf ihren Beruf konzentriert gewesen.

Doch seit kurzem hat Alma Galliver plötzlich ihr seelisches Gleichgewicht verloren, und es bedarf äußerster Anstrengung, ihren Chef und ihre Mitarbeiter nicht merken zu lassen, was mit ihr geschehen ist.

Was ist geschehen? — Vor einer Woche hat Alma in dem kleinen Restaurant, in dem sie, auf einem Barstuhl hockend, hastig ihren Lunch einzunehmen pflegt, die Bekanntschaft von Mr. Arthur Day gemacht, einem sehr distinguiert aussehenden Mann von etwa fünfundvierzig Jahren. Zwei- oder dreimal haben sie zufällig nebeneinander gesessen. Dann sind sie ins Gespräch gekommen, haben sich zum Abendessen verabredet und stundenlang miteinander geplaudert. Am folgenden Sonntag haben sie zusammen in Days Wagen einen Ausflug unternommen, und bei dieser Gelegenheit hat er ihr sein Schicksal erzählt: Eine Frau, eine besonders schöne und elegante Frau, hat ihn vor vielen Jahren um sein Lebensglück, um sein Vermögen, um seinen Glauben an die Menschheit gebracht. Zwar hat er sich längst wieder heraufgearbeitet, und es fehlt ihm äußerlich an nichts. Aber geliebt hat er seitdem nie wieder. Das schönste Lärvchen läßt ihn jetzt kalt. Was er ersehnt, ist eine gleichgestimmte Seele, und diese Seele ... die hofft er in Alma Galliver gefunden zu haben.

Alma hat geglaubt, er spräche nur von Freundschaft. Aber dann hat er sie in seine Arme genommen und geküßt, — hat ihr gesagt, daß sie ihn zum glücklichsten Menschen machen würde, wenn sie in eine Heirat willige ...

Am Tage nach dieser Verlobung findet beim Lunch folgendes Gespräch zwischen Arthur Day und Alma Galliver statt:

„Ich habe mir überlegt, daß wir eigentlich schon Anfang des nächsten Monats heiraten könnten", sagt Day. „Wir gehen dann gleich auf die Hochzeitsreise nach Europa — nach Italien."

„Aber meine Stellung?" fragt Alma fast erschrocken.

„Die kannst du doch zu jedem Wochenende kündigen."

„Unmöglich! Ich kann meinen Chef jetzt nicht im Stich lassen. Drei Monate muß ich unbedingt noch bleiben. Wir haben einen großen und wahrscheinlich sensationellen Prozeß vor uns." — Und da Arthur Day an der Wichtigkeit des Prozesses seine Zweifel äußert, nähert Alma ihren Mund seinem Ohr und flüstert: „Unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit will ich es dir sagen: Mein Chef wird die Verteidigung von Peter Roland führen."

„Peter Roland? Kenn' ich nicht." Day zuckt die Achseln.

„Ja, liest du denn keine Zeitungen?"

„Den politischen Teil und den Handelsteil natürlich, — aber keine Skandalgeschichten. — Doch wenn du es nicht vor deinem Gewissen verantworten kannst, sofort zu kündigen ... Ich will dich gewiß nicht zur Pflichtvergessenheit veranlassen."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Kurz nachdem Alma vom Lunch ins Büro zurückgekehrt ist, kommt ein Telegramm. Sie öffnet es und sieht, daß es aus Concepcion ist, also von Jessie. Es sind auf den Tag drei Wochen vergangen, seit das erste Telegramm von ihr kam.

Alma ist jetzt wieder ganz bei ihrem Beruf. Sie holt den Geheimcode aus dem Stahlschrank und beginnt den Text zu entziffern. Die Hand zittert ihr vor Erregung, denn dieses Telegramm kann ja eine Nachricht bringen, die für den Prozeß unter Umständen entscheidend werden muß. —

Als Alma gerade das letzte Wort der Übersetzung niedergeschrieben hat, leuchtet das kleine elektrische Lichtsignal an ihrem Schreibtisch auf — ein Zeichen, daß auch Vandegrift vom Lunch zurückgekehrt ist und sie sprechen will. —

„Eine gute Nachricht, Miß Galliver!" empfängt Vandegrift seine Mitarbeiterin. „Es ist gelungen, einen Zeugen aufzuspüren, der ..."

In ihrer freudigen Erregung unterbricht Alma ihren Chef: „Kein Zeuge kann so wichtig sein wie dieses Telegramm — von Miß Jessie! Alles, was Peter Roland behauptet, beruht auf Wahrheit!"

Vandegrift nimmt das Original und die Übersetzung entgegen, ohne eine Miene zu verziehen — liest den Text aufmerksam durch und sagt dann: „Allem Anschein nach ist Roland also wirklich unschuldig — oder ..."

„Was gibt's denn da noch für ein Oder?" fragt Alma verblüfft.

„. . . oder er ist der raffinierteste Verbrecher, der mir je vorgekommen ist", vollendet Vandegrift ruhig.

*

Am Abend dieses Tages trifft sich Alma Galliver wieder mit ihrem Verlobten. Als sie, sicher vor Horchern, im Auto neben ihm sitzt, sagt sie, noch ganz erregt von dem Inhalt des Telegramms:

„Wir haben heute eine tolle Nachricht bekommen."

„Wer? Was für eine Nachricht?"

„Mister Vandegrift — in Sachen Peter Roland — in dieser Kidnapping- und Mord-Affäre, von der ich heute mittag sprach. — Kann ich mich fest darauf verlassen, daß du zu keinem Menschen auf der Welt . . ."

Arthur Day unterbricht mit einem zärtlichen Lächeln: „Darling — wenn man jemand erst fragen muß, ob man sich auf seine Verschwiegenheit verlassen kann, dann tut man besser, seine Geheimnisse für sich zu behalten."

„Ja, du hast recht!" bestätigt Alma. „Ich meine, es war dumm, dich erst zu fragen. Auf wen in der Welt sollte ich mich wohl verlassen können, wenn nicht auf dich. — Also hör zu . . ."

— — — — — — — — — — — — —

Das Zusammensein der Verlobten an diesem Abend ist von kurzer Dauer. Arthur, in seiner zärtlichen Besorgtheit, findet, daß Alma etwas abgespannt aussähe und früh zu Bett gehen müsse. Als er sich vor ihrer Haustür von ihr verabschiedet, sagt er:

„Weißt du, Darling, ganz glücklich werde ich erst sein, wenn euer dummer Prozeß zu Ende ist. Nicht nur, weil du dann erst mir ganz allein gehören wirst, sondern . . . Verzeih mir . . . aber es ist mir ein gräßliches Gefühl, dich in einem Beruf zu wissen, dessen Zweck und Ziel es ist, Gauner, Diebe und Mörder ihrer wohlverdienten Bestrafung zu entziehen."

„Aber Arthur, es gibt doch auch Unschuldige unter unseren Klienten", verteidigt sich Alma schwach.

Er nimmt sie in seine Arme. „Du bist süß, Darling. Gute Nacht, schlaf wohl . . . und träume von mir, wie ich von dir träumen werde." —

Die Haustür schließt sich hinter Alma. Arthur fährt schnell in seinem Auto davon.

Am nächsten Telefonautomaten hält er und ruft Sylvia Casilla an — denn nun ist er wieder James Samyn.

Niemand meldet sich. Als er gerade den Hörer wieder einhängen will, ertönt Sylvias Stimme:

„Hallo! — Ach Sie sind es! Ich komme gerade in diesem Augenblick nach Hause."

„Es tut mir leid, daß Sie gleich wieder ausgehen müssen, aber es ist sehr dringend. Kommen Sie bitte dahin, wo wir uns das vorletzte Mal trafen."

Bald darauf sitzt James in einem kleinen Restaurant im Stadtteil Harlem.

Sylvia läßt nicht lange auf sich warten.

„Neue Nachrichten von Ihrem Bräutchen?" fragt sie mit schlecht verhaltener Nervosität, als sie an seinen Tisch tritt.

„Jawohl! — und was für welche! Nehmen Sie sich jetzt zusammen, Mrs. Casilla, und verlieren Sie nicht Ihre Fassung!"

„Ich werde ganz ruhig sein", versichert Sylvia. Aber in der Vorahnung einer katastrophalen Nachricht erblaßt sie bereits. „Also reden Sie doch endlich!"

James berichtet in hastigen Worten, was er von Alma Galliver erfahren hat. Als er zum Ende kommt, lehnt Sylvia mit geschlossenen Augen und schlaff herabhängenden Armen in ihrem Sessel. Ihre Gesichtsfarbe ist ein grünliches Grau, ihr Mund scheint eingefallen wie bei einer zahnlosen alten Frau.

„Hier nehmen Sie einen Schluck — und reißen Sie sich zusammen!" James bringt ein Gläschen Kognak an ihre Lippen.

Sylvia öffnet die Augen, gießt den Kognak auf einen Zug hinunter, rückt sich zurecht und sagt dann ächzend: „O Gott: Mein Geld! Mein Geld! O Gott, womit habe ich das verdient?"

„Das wollen wir lieber nicht untersuchen, Mrs. Casilla", bemerkt James mit einem zynischen Lächeln. „Im übrigen geht es in dieser schönen Welt nicht nach Verdienst, sondern nach Pech und Glück, nach Dämlichkeit und Geschicklichkeit, nach Schlappheit und Energie. Wir müssen handeln."

„Ja, ja, James. Lassen Sie mir nur ein paar Augenblicke, um zu mir zu kommen . . ."

Die Farbe kehrt allmählich wieder in Sylvias Gesicht zurück, und nach einem Weilchen ist sie es, die das Wort zuerst ergreift:

„Ich habe von jeher eine dunkle Ahnung gehabt, daß da etwas nicht stimmt. Ich habe es ihm nie recht zugetraut. Sollte diese Nachricht also wirklich auf Wahrheit beruhen, dann gibt es nur eine Möglichkeit, mein Vermögen zu retten . . ."

„Das finde ich auch", wirft James ein.

„Sie wissen ja noch gar nicht, was ich sagen will."

„Halten Sie mich für so dämlich? — Na also! — Aber wer soll es machen?"

„Sie natürlich, James."

„Das kostet eine Stange Gold."

„Wollen Sie mich erpressen?"

„Ich denke nicht daran. Ich meine, ich brauche einen Mitarbeiter dazu — das ist doch klar. Und der wird teuer sein."

„Was spielt das für eine Rolle, wenn das ganze Vermögen auf dem Spiel steht? — Die Hauptfrage ist, ob und wie Sie einen geeigneten Mitarbeiter finden werden."

James grübelt ein paar Augenblicke vor sich hin. Dann sagte er: „Hm — wenn ich den ausfindig machen könnte! — Ich habe ihn seit sieben Jahren nicht mehr gesehen. Als ich mit ihm arbeitete, war er kaum zwanzig Jahre alt. Ein toller Junge! Bildhübsch übrigens — und aus feiner Familie. Ein echter Graf — eigentlich kein Professional, sondern Amateur. Die Schwierigkeit ist nur, ihn zu finden. Er soll übrigens hier in Newyork sein. Ich werde morgen auf die Suche gehen."

„Und wann würden Sie dann abreisen?"

„Das hängt von den Informationen ab, die ich in den nächsten Tagen von meinem süßen Bräutchen erhalten werde."

Sylvia nickt düster vor sich hin. Dann sagt sie, die Hände gegen ihre Schläfen drückend: „Bitte, fahren Sie mich jetzt nach Hause, James. Ich bin am Ende meiner Kraft."

6.

Es ist am Morgen des 16. September. Der große Sitzungssaal des Stockforder Gerichtsgebäudes faßt kaum die vielen Menschen. Man glaubt eher, sich auf einer Winkelbörse als in einem Gerichtssaal zu befinden. Das Stimmengewirr ist so laut, daß man kaum sein eigenes Wort versteht. Gestikulierend, diskutierend stehen Menschen in Gruppen umher. Ab und zu steigt Gelächter empor, denn die anwesenden Journalisten der großen amerikanischen Blätter haben ein loses Mundwerk und sparen nicht mit gepfefferten Witzen.

Einige Presseleute haben einen Kreis um Staatsanwalt Adams gebildet, der mit sorgloser Miene ein paar Banalitäten austeilt, um einer direkten Beantwortung der indiskreten Fragen auszuweichen. — Er trägt keine feierliche Robe, wie das in Europa üblich ist, sondern einen eleganten Sakkoanzug vom neuesten Schnitt. Während er spricht, stecken seine Hände in den Taschen des weiten Beinkleides, und er wiegt sich leise hin und her, als fühle er sich pudelwohl.

Da klopft ihm jemand von hinten auf die Schulter: „Hallo, Adams! Wie geht's?"

Der Staatsanwalt schnellt herum und sieht sich seinem Todfeind, Mr. Leon Vandegrift, gegenüber — jenem Strafverteidiger, dem er die beiden großen Niederlagen seines Lebens verdankt. Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als die ihm entgegengestreckte Rechte des Anwalts zu ergreifen.

„Freue mich wirklich kolossal, Sie mal wieder zu sehen", fährt Vandegrift harmlos lächelnd fort. „Ich bin hier, um als Publikum Ihrem Triumph beizuwohnen. Habe mich für vierzehn Tage, extra deshalb, von allen Geschäften frei gemacht. Nett von mir — was?"

„Reizend, reizend, lieber Vandegrift!“ — Adams Stimme ist ganz heiser vor Ärger. — „Aber da überschätzen Sie wohl die Bedeutung dieses Prozesses. In spätestens drei oder gar in zwei Tagen dürfte die Geschichte erledigt sein.“

„So, so, meinen Sie? Na, man kann nie wissen . . .“

Da wird das Gespräch durch die lautschallende Stimme des Ausrufers unterbrochen:

„Hört! — Hört! — Hört!“

Das Stimmengewirr verebbt, und alle Anwesenden begeben sich zu ihren Plätzen. —

Allmählich ist fast Ruhe eingetreten. Die lauten Gespräche haben sich zu einem leisen Summen gewandelt.

„Court attention!“ schreit der Ausrufer mit seiner Trompetenstimme. „Achtung — das Gericht!“

Alle Anwesenden erheben sich, aber mehr lässig als ehrfurchtsvoll. Hinter dem über allen anderen Plätzen erhöhten und von einer Balustrade umgebenen Pult öffnet sich eine Tür. Ein sehr großer und schlanker, etwas vornübergebeugt gehender Mann von etwa fünfundfünfzig Jahren tritt ein. Lebhafte, fast lustige, stahlblaue Augen leuchten unter den buschigen Brauen.

Es ist der Richter: Gordon Corbett.

Der Richter setzt sich nieder, und alle folgen seinem Beispiel.

Im gleichen Augenblick öffnet sich eine Seitentür, die Gestalt eines uniformierten Polizeibeamten wird sichtbar, alle Köpfe wenden sich in diese Richtung. Die innere Bewegtheit und Spannung der vielen Menschen erzeugt einen sonderbaren Laut, gemischt aus geflüsterten Worten, erregten Atemzügen, dem wetzenden Geräusch der Hosenböden und Kleider auf den Sitzen . . . Denn nun erscheint, direkt hinter dem Polizeibeamten, der Angeklagte — der Weltfeind Nummer 1: Peter Roland.

Sofort ertönt das knipsende Geräusch der fotografischen Apparate und das Summen der Kino-Kameras.

Gleich hinter dem Angeklagten geht ein zweiter Uniformierter, ein wahrer Riese: der Polizeisergeant Jonny.

Nun sieht man ihn also von Angesicht zu Angesicht, diesen Peter Roland. Er ist groß und schlank, trägt einen dunklen Jackettanzug und eine dunkle Krawatte, die aber nicht recht zu seinem Äußeren passen wollen. Er sieht aus wie ein Farmer im Sonntagsanzug. Das dichte blonde Haar über der breiten Stirn ist schlicht zurückgekämmt, der kurze Vollbart sorgfältig geschnitten. Alles in allem wirkt seine Erscheinung sehr männlich. Durch die lange Haft ist er etwas abgemagert, aber seiner gesunden Gesichtsfarbe hat das noch nicht viel anhaben können.

Gleich nach den ersten zwei Schritten bleibt Roland stehen, und eine ärgerliche Falte gräbt sich zwischen seinen Brauen. Das Fotografieren und Filmen scheint ihm nicht zu passen.

Der uniformierte Riese flüstert ihm etwas zu. Nur die allernächst Sitzenden haben seine Worte verstanden: „Vorwärts, Peter, alter Junge!“ — aber an der Miene des Mannes ist deutlich zu sehen, daß er, seitdem ihm die Bewachung des Weltfeindes Nummer 1 anvertraut ist, eine aufrichtige Zuneigung zu ihm gefaßt hat.

Die Polizeibeamten führen ihren Mann zu dem gleichen Tisch, an dem John Salvini sitzt. Peter Roland bekommt seinen Platz neben seinen Anwalt angewiesen. Der Riese sitzt an Peters linker Seite, der andere Polizist direkt hinter Peter.

Salvini beugt sich zu seinem Klienten, nähert seinen Mund dessen Ohr und flüstert: „Vor fünf Minuten hat mir V. einen Brief aus Paraguay gezeigt. Carlos und Jessie lassen Sie herzlich grüßen.“

Ein Lächeln geht über Peters Gesicht: „Danke! Ein guter Anfang des Prozesses!“

„Wollen Sie also wirklich tapfer durchhalten?“ fragt der Anwalt.

Peter nickt energisch.

(Fortsetzung folgt.)

Der Spaziergang.

Skizze von Hedwig Forstreuter.

Die junge Frau ging durch den Hotelgarten, überquerte die Lichtenthaler Allee und schritt, angelockt durch die Kühle des Flusses, auf dem Fußpfade weiter. Nach dem Regen der letzten Tage brauste die Oos ganz munter daher; sie war offensichtlich guter Laune, ließ lustige Wirbel über den Kieseln aufschäumen und warf Wasserperlen auf das kurzgeschorene Gras ihrer Ufer. Die Frau stand einen Augenblick auf einer der zierlichen Brücken, die von der Allee in die großen Hotelgärten führen. Sie sah fast zärtlich in das eilige Gebirgswasser hinab, in dem an geschützten Stellen, zwischen Steinen, die eine Art ruhiger kleiner Bucht bildeten, Forellen standen, unbeweglich, nur leise mit den rosigen Schwanzflossen spielend. Die schmalen grüngrauen Körper schienen nahezu durchsichtig im Sonnenschein; wenn man ihr sachtes Bewegen sah, ahnte man, welche Daseinswonne sie in dem klaren Gewässer fühlten. Das Glück der Kreatur.

Die Frau lächelte vor sich hin, als sie nun zum zweiten Male die Allee kreuzte und in den umbuschten Weg einbog, der in sanfter Steigung zum Walde emporführte. Von diesem Glück der Kreatur fühlte sie sich selbst so oft angerührt, jetzt in den Urlaubswochen. — Nachdem sie die Winter- und Frühlingsmonate hindurch treulich geholfen hatte, alle Nöte und Störungen des Alltags aus dem gewissermaßen geheiligten Umkreis von Rolfs Arbeitsnähe fern zu halten, drängte nun alles in ihr zum vegetativen Dasein, zur Entspannung von Zwang und Druck. Zu solcher Entspannung gehörten auch die Wanderungen, die sie täglich unternahm, falls Rolf sie nicht brauchte. Es bestand keine Hoffnung, daß er je mitkam, seinem Bewegungsbedürfnis geschah Genüge, wenn er morgens auf den Wegen zu Bad und Gurgelhalle den Kurpark durchstreifte. Der Nachmittag und leider auch die Abende gehörten der Arbeit, seit der langersehnte große Auftrag da war. Und Rolf fand es angenehm, seine Frau dann in Rufweite zu haben, in ihrem Zimmer oder auf ihrem Balkon. Gewiß, in der Theorie sah er ein, daß er sie ins Freie trieb, hier, wo der Wald fast bis zum Hause herabstieg. In der Wirklichkeit aber störte es ihn, wenn er vergeblich bei ihr klopfte oder wenn sein Pfiff an der Trennungswand ihres Balkons ohne Antwort blieb. Er konnte dann auch vollkommen vergessen, daß sie sich ordnungsmäßig bei ihm verabschiedet hatte. Erika wußte das, und es rührte sie, doch sie konnte aus einem Rest mädchenhaften Freiheitsdranges heraus diese Stunden nicht entbehren, sie gehörten für sie zum vollen Ausklang des Tages.

Sie war jetzt an Gärten, Villen und Wiesenstücken vorbei zu jener Tannenwand gekommen, die sie wegen ihrer strengen Schönheit besonders liebte. Sie schloß, hinter durchsichtigem schmiedeeisernem Gitter verwahrt, einen großen Park ab. Hier war es, wo Erika das erste Abenteuer dieser Tage erlebte, ein Abenteuer ohne Worte, stumm und fast unwirklich.

Wollte sich diese Stunde wiederholen? Erika schaute um sich, etwas beklommen, obgleich sie sich fragte, weshalb? Gab es denn einen Grund, Herzklopfen zu bekommen, weil da eben der fremde Herr vom ersten Abend den Waldweg herabkam, hoch gewachsen und bemerkenswert in seinem jägerlichen Anzug, den grünen Hut in der Hand, die Augen freudig auf sie gerichtet?

Gerade so hatte er am ersten Abend ihres Hierseins an der Pforte des großen Gartens gestanden, den die Tannenwand einschloß. Erika kam dahergeschlendert, froh, aus der Schwüle des Tales hier heraufzukommen, und so mußte sie wohl sehr glücklich ausgesehen haben. Er bemerkte sie, nahm langsam den Hut vom Kopf und stand so, die dunklen Augen zu ihr gewandt, bis sie vorüber war. So ehrerbietig und zart war diese Huldigung gewesen, daß die Frau bei allem Staunen eine rätselvolle Freude fühlte.

Drei Tage später traf sie den Fremden unten im Bad in der Trinkhalle wieder, und er hatte sie mit seinem dunklen Blick, obgleich sie an Rolfs Seite ging, so froh angestrahlt, daß sie lächeln mußte. Den Hut konnte der Fremde bei diesem Treffen nicht abnehmen, denn er trug ihn in der Hand, wie auch jetzt, da er näher kam. Und alle Stille der Stunde, alles Geheimnis des Abends war um ihn, wie er jetzt herankschritt.

Erika schaute dem Mann wie unter einem Zwang entgegen, sie sah ein Leuchten in seinem Gesicht, ein Erkennen —, aber in jäher Scheu, er könne sie anreden und das zerreißen.

was, zu zart für Worte, ja, fast für Gedanken, seit jenem Abend zwischen ihnen lebte, lief sie davon. Ihre Füße berührten kaum den Boden, sie bewegten sich fast ohne ihren Willen so eilig unter ihr dahin. Es möchte töricht sein, — sie konnte nicht anders.

Außer Atem und mit heißen Backen kam sie in ihrem Zimmer an. Sie stand noch am Waschtisch, sich die Hände zu kühlen, als Rolf klopfte und schnell bei ihr eintrat.

„Wo bist du solange gewesen?" fragte er, „zweimal hab' ich dich sprechen wollen."

Er sagte es ohne Schärfe, in jener Selbstbeherrschung, die er stets übte, aber sie fühlte, daß er wirklich verstimmt war. Sie trat darauf auf ihn zu, obgleich sie nicht wußte, sollte sie lachen oder sich ärgern über diese Naivität, die ihr Leben restlos seinem Dasein einordnete. Seine Stimme klang erstaunt, als er weiterredete. „Du bist so außer Atem. Hattest du Angst, zu spät zu kommen?"

„Ja, ich hatte Angst —", sagte sie dunkel. Und sie sah ihn aufmerksam an, während er ihr, besänftigt, an der Zeichnung, die er mitgebracht hatte, auseinandersetzte, wie weit seine Pläne für den neuen großzügigen Landhausentwurf gediehen waren. Sein durchgeistigtes Gesicht zeigte vollkommene Konzentration, ganz der Arbeit hingegeben. Erika fröstelte, — gewiß, sie kannte keinen Mann, der innerlich vorbildlicher war als er, von unbestechlicher Gerechtigkeit und unveränderlicher Sauberkeit des Empfindens; aber er würde nie auf den Gedanken kommen, eine Frau, die ihn liebe, könne noch ein Leben für sich führen, wenn auch nur im halben Spiel, in Gedanken. Sie fragte sich: ist er so phantasielos und meiner so sicher? Oder denkt er zu hoch von sich selbst?

Er schwieg. Sie bemühte sich, sachlich auf seinen Bericht zu erwidern, er hörte ihre Antwort an, entkräftete einen Einwand, dann erhob er sich, um mit ihr zum Essen zu gehen. Doch kurz vor der Türe drehte er sich um und strich ihr übers Haar. Die Kühle seines Gesichts schien für einen Augenblick in Zärtlichkeit gelöst: „Du siehst gut aus, braun und rosig, ich freue mich, daß du wieder da bist!"

Aber er verstand ihr Lächeln nicht.

Wie die Ameisen einen Staat gründen wollten.

Eine Fabel von August Strindberg.

Wir veröffentlichen hier eine Fabel aus dem Nachlaß des schwedischen Dichters in der Übertragung von Emil Schering.

Anfangs lebten die Ameisen wie die anderen Tiere in Paaren, zwei und zwei. Die Weibchen hatten immer große Mühe, für die Jungen Nahrung zu finden, solange diese klein waren. Die Männchen nämlich waren leichtsinnig und liefen davon, um dem Kindergeschrei zu entrinnen und ihre eigenen Wege zu gehen.

Eines schönen Tages rief ein Weibchen, das listiger als die anderen war, alle Ameisen zu einer Beratung zusammen, um die Frage zu erörtern, ob man einen Staat gründen solle. Sie eröffnete die Tagung mit einem glänzenden Vortrage, der von lebhaftem Beifall unterbrochen wurde, und bewies sonnenklar, daß es vorteilhaft sei, einen Staat auf Arbeitsteilung aufzubauen.

Die Weibchen erboten sich, zu Hause zu bleiben, um die Nahrung zu bereiten, die Wohnung aufzuräumen, die Jungen zu besorgen. Dagegen sollten die Männchen die Nahrung aufsuchen, den Staat verwalten, das Land verteidigen.

„Ja", sagten die Männchen, „das ist gerecht und billig!"

So gründeten die Ameisen ihren Staat.

Die Männchen arbeiteten und bauten, kriegten und regierten frisch darauf los. Bald aber merkten sie, daß sie geprellt waren.

„Ihr sitzt hier in der Wärme und macht euch gute Tage", sagten sie zu den Weibchen, „wir aber müssen bei Wind und Wetter draußen arbeiten. Wir einigten uns, daß wir den Jungen Nahrung suchen sollten, solange sie klein sind; jetzt aber müssen wir das ganze Jahr schuften. Das ist nicht gerecht!"

Die Weibchen erwiderten nichts, sondern traten zusammen und faßten den Beschluß, die Männchen kurz zu halten und die Jungen sorgfältig zu erziehen.

Jetzt begannen die Männchen schrecklich zu leiden, da sie kurz gehalten wurden. Um die Gunst des Weibchens zu gewinnen, krochen sie wie Würmer auf der Erde. Und die jungen Ameisen-Männchen lernten, Achtung vor dem Weibchen zu hegen. Warum, das erfuhren sie nicht! So war denn das Männchen unterdrückt.

Aber im Laufe der Zeit begannen die Männchen an Zahl abzunehmen, weil der Krieg viele vernichtete. Bald bildeten die Weibchen eine große Mehrheit. Eine ganze Menge der Weibchen blieb unverheiratet; und die Männchen konnten nicht Nahrung für alle herbeischaffen. Hungersnot entstand unter den Unverheirateten! Da beschlossen sie, sich in einer Revolution zu empören: das heißt zu arbeiten.

Ein Ameisen-Männchen schlug vor, das Mormonentum einzuführen. Aber dieser Vorschlag wurde verworfen. Da die überzähligen Weibchen lange ledig geblieben waren, verloren sie jede Lust für die Heirat. Die übermüdeten Männchen wurden abgesetzt! Die Geschlechtslosen führten die Revolution durch, töteten Männchen und Weibchen in Massen. Nur wenige behielten ihr Leben, um die Rasse fortzupflanzen.

„Wir wollen ihnen zeigen, daß das Weibchen zu etwas anderem geboren ist, als Junge zu wiegen und Nahrung zu bereiten", sagten sie. Und so kamen die Männchen dazu, in einem Harem leben zu müssen, welchen die weiblichen Eunuchen bewachten.

Aber durch das Haremsleben wurden die Weibchen so verweichlicht, daß sie ihre Jungen nicht besorgen konnten. Da mußten die Geschlechtslosen so tief sinken, daß sie Ammen und Pflegerinnen wurden, ohne die Freuden einer Mutter zu genießen.

Jetzt murren sie über ihr hartes Los und bereuen die Dummheit, welche sie begingen.

„Ja, seht ihr, von der Wiege kommt ihr nie los, solange es Ameisen gibt", verhöhnen sie die Männchen.

Sir John Lubbock, der die Ameisen wissenschaftlich mit dem Mikrophon studierte, glaubt gehört zu haben, daß einige Reformen vorgeschlagen wurden. Aber seit die Ameisen von der Evolutionstheorie etwas läuten hören, scheitern alle Reformversuche. Die Fortschrittspartei versichert nämlich aller Welt, daß der Ameisenhaufen auf natürlichem Wege entstanden sei: deshalb sei er vollkommen und könne nicht geändert werden.



Lustige Ecke



Frisch gestrichen — oder:



Der listige Maler.

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.

Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.